



THOMAS KOWA

DAS LETZTE
SAKRAMENT

ROMAN

BASTEI ENTERTAINMENT

Inhalt

Cover	
Über den Autor	
Titel	
Impressum	
Zitat	
1	
2	
3	
4	
5	
6	
7	
8	
9	
10	
11	
12	
13	
14	
15	
16	
17	
18	
19	
20	
21	
22	
23	
24	
25	

26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46
47
48
49
50
51
52
53
54
55
56
57
58
59
60
61

62

63

64

65

66

67

68

69

70

71

72

73

74

75

76

77

78

79

80

81

82

83

84

85

86

87

88

89

90

Danksagung

Über den Autor

Thomas Kowa, geboren 1969, lebt in Bern. Er hat Betriebswirtschaft studiert und arbeitet beim größten Blutdiagnostikhersteller Europas. Darüberhinaus ist er Musikproduzent, Welteisender und Autor verschiedener Kurzgeschichten. 2007 gewann er den zweiten Preis beim Krimiwettbewerb der *SÜDDEUTSCHEN ZEITUNG*. *DAS LETZTE SAKRAMENT* ist sein erster Roman.

Thomas Kowa

DAS LETZTE SAKRAMENT

Roman

BASTEI ENTERTAINMENT 

BASTEI ENTERTAINMENT

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

Originalausgabe

Copyright © 2012 by Bastei Lübbe AG, Köln
Textredaktion: Lutz Steinhoff, München
Titelillustration: © pashabo/shutterstock;
Martin Wall/shutterstock; Thirteen/shutterstock
Umschlaggestaltung: Sandra Taufer, München
E-Book-Produktion: Urban [SatzKonzept](#), Düsseldorf

ISBN 978-3-8387-2574-1

www.bastei-entertainment.de

www.lesejury.de

*Ist Christus aber nicht auferstanden,
so ist Euer Glaube eitel.*

1. Korinther, 15,17

1

»Das Leben geht weiter«, flüsterte er und tötete ihn.

»Immer weiter, weiter, endlos weiter.«

Der rote Saft des Lebens floss aus der Wunde, als stamme er aus einer jungfräulichen Quelle. So durchdrungen von ewiger Vitalität, so rein, so geheimnisvoll und doch Träger exakter Informationen. Selbst in Tausenden von Jahren konnte daraus immer noch Leben entstehen.

Er zog das Messer aus der Brust des Toten, hielt ein paar Sekunden inne und biss sich auf die Lippen. Er hatte den Rubikon überschritten.

Roland Obrist zuckte ein letztes Mal, dann sackte sein Kopf zur Seite. Blut färbte seinen Arbeitskittel tiefrot. Die Furchen in seinem Gesicht ließen ihn älter aussehen als die sechzig Jahre, die sein Gott ihm zugestanden hatte.

Die heruntergelassenen Jalousien vor dem Fenster flatterten im Wind. Die Deckenleuchten warfen ein kaltes Licht in den Raum. Er war vollgestellt mit drei Stahlschränken, mehreren Arbeitstischen mit eingelassenen Spülbecken und ein paar Analyseautomaten. Von der Decke hingen zwei Abzugshauben. Über dem mit säureresistentem Kunststoff bezogenen Arbeitstisch hingen mehrere Regale mit Ordnern und Fachbüchern. In jeder freien Ecke des Raumes stapelten sich Autoklaven und Zentrifugen, umrahmt von zahllosen Reagenzgläsern und Erlenmeyerkolben. Der gekachelte Gang zwischen den Labortischen war der einzige freie Platz.

Gewesen.

Denn dort lag jetzt Roland Obrist.

Als es schon zu Ende ging, hatte Obrist noch versucht, ein letztes Gebet gen Himmel zu schicken.

Er war nicht bis zum Amen gekommen.

Aber was spielte das jetzt noch für eine Rolle? Den letzten Atem hatte Roland Obrist schon lange vor seinem Tod ausgestoßen. Er war nur noch eine Hülle gewesen, ein Befehlsempfänger, ein blind Glaubender.

Bis zur Kommunion war auch er ein blind Glaubender gewesen. Hatte an das Gute im Menschen und in der Kirche geglaubt. *Du sollst glauben wie ein Kind.* Das hatte er wahrlich getan. *Ein Kind kann sich nicht wehren.*

Jetzt konnte er es.

Nie hatte er erzählt, was vorgefallen war. Er wollte nicht sein wie die, die nur ihr Leid beklagten. Seine Kindheit hatte ihn gelehrt, dass es einen Unterschied gibt zwischen Schein und Wirklichkeit.

Die Seele von Roland Obrist müsste eigentlich gerade im Himmel angekommen sein, dachte er. Also dort, wo der Mann zeit seines Lebens hingestrebt hatte. Dafür sieht er nicht sehr glücklich aus.

Lag es daran, dass es gar keine Seele gab? Nur den vergänglichen Körper, bestehend aus Millionen von Genen? War die Wiederauferstehung gar kein seelischer, sondern ein körperlicher Prozess? Nicht mehr als die Geburt eines Zwillings? Nur zu einem anderen, frei wählbaren Zeitpunkt?

Oder ist der Himmel nur eine Erfindung des Teufels, um den Menschen schon auf Erden das Leben zur Hölle zu machen?

Er hatte das tausendfach durchdacht und seine Wahrheit gefunden.

Jede Wahrheit ist schwach, wenn niemand sie kennt.

Wenn niemand sie kennen *will*.

Es war an der Zeit, das zu ändern. Ein Opfer musste gebracht werden, um Millionen die Freiheit zu schenken. War das nicht wahre Humanität?

War das nicht die Quintessenz des Christentums?

Bei dem Gedanken musste er lachen. Er richtete sich auf und wischte die Klinge mit einem feuchten Lappen ab. Er packte das Messer in eine lederne Tasche und beseitigte gewissenhaft alle Spuren. Dann nahm er drei Ordner aus dem Regal über dem Arbeitstisch und packte sie in seine Tasche. Am Schluss ging er noch einmal durch das Labor, um zu überprüfen, ob er nichts vergessen hatte.

Ein Opfer, um Millionen die Freiheit zu schenken.

Er würde sie mit ihren eigenen Waffen schlagen!

2

Eine Flasche San Miguel, Alpkäse und eine Packung Rindsmöckli. *Hilft das wirklich gegen Schlaflosigkeit?* Alex Pandera rieb sich über die Stirn. *Was für eine blöde Idee. Außerdem will ich nicht enden wie Deckert.*

Er stellte die Sachen wieder in den Kühlschrank und öffnete eine Dose Katzenfutter. Skater hatte sich schnell daran gewöhnt, dass es neuerdings mitten in der Nacht eine Kleinigkeit zu essen gab.

»Na, schmeckt's?«, fragte Pandera und streichelte über Skaters Nacken.

»Kannst du wieder nicht schlafen?«

Pandera drehte sich um. Jackie stand in der Küchentür. Sie sah so müde aus, wie er sich fühlte. Ihre Augen waren klein, ihre Locken zerzaust. Sie gähnte.

»Skater hatte Hunger«, sagte er und zuckte mit den Schultern.

»Wenigstens bist du diesmal nicht über den Kühlschrank hergefallen.« Sie kam zu ihm, zwickte ihn an der Stelle, von der sie hartnäckig behauptete, dort habe sich ein Rettungsring eingenistet, und gab ihm einen Kuss.

Er strich durch ihre dunkelbraunen Locken und kräuselte sie sanft um seine Finger. Er sog den Duft von Rosen ein, der auf ihren Haaren lag. Es beruhigte ihn ein wenig.

»Geht es um Kurt?«, fragte sie.

Pandera nickte. »Ich weiß nicht, wie ich das ohne ihn schaffen soll.«

»Vielleicht überlegt Edeling es sich ja noch mal ...«

»Der? Nie im Leben«, entgegnete Pandera. »Kurt hat ihm die Nase gebrochen! Dem Polizeichef! Vor fünf

Kollegen. Edeling kann es sich gar nicht leisten nachzugeben.«

»Gestern hast du deinen Chef noch nicht verteidigt.«

Pandera seufzte. »Mir liegt auch fern, diesen Idioten zu verteidigen. Kurt hat das Richtige getan ... aber ... Er war der einzige Kollege, zu dem ich Vertrauen hatte, mit dem ich klargekommen bin. Für die anderen bin ich doch nur der spanische Latin Lover.«

Jackie zwinkerte ihm zu. »Davon hab ich noch gar nichts mitbekommen.«

»Für einen Kommissar der Mordkommission ist das nun wirklich kein Lob.«

»Du bist genauso Schweizer wie die«, sagte sie. »Und das nicht nur, weil es in deinem Pass steht.« Sie nahm seine Hand und strich darüber. »Das gibt sich schon noch. Schließlich bist du der Neue, und die anderen sind schon ewig dabei. Außerdem ist jetzt Wochenende.«

Er versuchte ein Lächeln. Es misslang ihm.

»Wollen wir wieder schlafen gehen?«

Er nickte, hob sie hoch und trug sie ins Bett. Wie jeden Abend seit ihrer Hochzeitsnacht. Sie hatten einfach nicht damit aufhören können. Es war ihr kleines Geheimnis. Niemand wusste davon, nicht einmal Lara und Ben. Es war ein Ritual geworden, das zum Schlafengehen dazugehörte. Ihre Locken in seinem Gesicht, der Duft nach Rosen, ihre zarte Haut. Das war Glück.

Normalerweise.

»Mach dir nicht so viele Gedanken«, flüsterte sie, nachdem er sie aufs Bett gelegt hatte. Wie auf Knopfdruck schlief sie ein.

Pandera legte sich neben sie und versuchte, an nichts zu denken.

Natürlich gelang es ihm nicht. Kurt Sanders Entlassung ging ihm nicht aus dem Kopf. *Was hat der sich nur dabei gedacht? War es mutig gewesen? Oder einfach nur*

unendlich dumm? Mutig, beschloss Pandera, *auch wenn er darunter zu leiden hatte*.

Gerade als der Schlaf ihn endlich holen wollte, begann sein Handy zu klingeln, laut und schrill. Pandera griff blind danach und drückte die Taste für die Rufannahme.

»Wir haben einen Vorfall im Science-Park«, hörte er eine weibliche Stimme. Die Frau aus der Zentrale war schlecht zu verstehen. Er stand auf und ging zur Tür des Schlafzimmers, dort war der Empfang am besten. »Was ist passiert?«

Die Antwort bestand aus einem Rauschen, unterbrochen von den Worten *Science-Park*, *tot* und *noch nicht identifiziert*.

»Wie lautet die Adresse?«

»Hochbergerstrasse 60, Basel-Kleinh ...« Der Rest ging im Rauschen unter.

»Wer ist noch informiert?«

Wieder nur Rauschen. »Krr ... krrch ... unterwegs ...«

»Ich komme sofort«, sagte Pandera und legte auf.

»Was ist?«, fragte Jackie.

Sie blickte ihn aus verschlafenen Augen an.

»Tut mir leid, ich muss los. Ein Mordfall.«

Jackie seufzte. »Also wieder ein Sonntag ohne dich«, sagte sie. »Die Kinder haben sich so auf dich gefreut. Und ich auch.«

Er ging zu ihr, beugte sich über sie und küsste sie auf die Stirn. »Ich weiß. Ich mache es wieder gut.«

Pandera ließ die Jeans liegen und nahm stattdessen den schwarzen Anzug, den er am Freitag aus der Näherei geholt hatte. *So eine Runderneuerung täte mir auch gut*, dachte er, *wird ja auch Zeit nach dreißig Jahren*. Er ignorierte sein Spiegelbild im Badezimmerspiegel so gut es ging, schmiss sich kaltes Wasser ins Gesicht und fuhr sich mit der nassen Handfläche über die Bartstoppeln. Das musste reichen. Dann zog er sich an.

Er ging zu seinem Seat, öffnete mit der Fernbedienung das Garagentor, setzte sich hinters Steuer und startete den Motor. Langsam fuhr er auf die Straße und gab dann Gas.

Er bemerkte nicht, dass es schon dämmerte, und er bemerkte nicht, dass die Vögel laut zwitscherten. Er sah auch nicht den alten Mann, der die Zeitungen austrug. Er hatte nur einen einzigen Gedanken. *Wie soll ich das ohne Kurt nur schaffen?*

3

Schon von Weitem entdeckte Pandera den lang gezogenen Quader des Basler Science-Parks. Jedes der sechs Stockwerke war in der unteren Hälfte mit einer Welle aus Beton verkleidet, in der oberen mit einer aus spiegelndem Glas. In einigen Büros brannte schon Licht.

Der Science-Park war die Heimat erfolgversprechender Start-up-Unternehmen und einiger geplatzter Träume. Manche Firmen hatten den Absprung indes geschafft, insbesondere im Pharmabereich, dem in Basel dominierenden Wirtschaftszweig.

Vor dem Gebäude standen zwei Streifenwagen und ein Krankenwagen. *Bin gespannt, wen sie anstelle von Kurt geschickt haben.* Pandera betrachtete die parkenden Autos, doch er erkannte keines. Er stieg aus und ging zu dem blau beleuchteten Eingang des Science-Parks. Ein älterer Streifenpolizist stand dort Wache.

Pandera spürte, wie sein Magen sich zusammenkrampfte. Er hasste Tatorte. Der Tod, das Blut, der Gestank. Und doch gehörte all das zu seinem Job. »Wo muss ich hin?«, fragte er.

Der Polizist wies nach oben. »Vierter Stock, hinten links.«

»Ist schon jemand da?«

»Irgend so eine Neue.« Der Polizist zog die Mundwinkel nach unten. »Konnte gar nicht glauben, dass die bei uns ist.«

Pandera betrat das Gebäude und stieg langsam die Treppe hoch. Im vierten Stock öffnete sich ein langer, mit Linoleum ausgelegter Gang. Die Türen auf beiden Seiten standen offen. Laborräume, die mit irgendwelchen

Apparaturen so voll gestellt waren, dass dort kaum Platz für Mitarbeiter blieb, reihten sich aneinander.

Wahrscheinlich funktionieren die Geräte ohnehin automatisch. Es war seltsam still im Gebäude, nur vereinzelt ratterte irgendwo eine Maschine.

Überall prangte der Schriftzug SEQUENZA 46. Er war in dieser eckigen Computerschrift gestaltet, die in den Achtzigern des letzten Jahrhunderts als futuristisch gegolten hatte. Heute wirkte sie nur noch altbacken.

Vor einer offen stehenden Labortür hielt ein Streifenpolizist Wache. Der Kommissar nickte kurz, atmete tief durch und blickte in den Raum. Eine Frau beugte sich über eine am Boden liegende Person.

Pandera betrat das Labor. Es roch nach Schwefel. Und nach Parfüm. Irgendetwas mit Lavendel.

Er räusperte sich. Sofort richtete die Frau sich auf und drehte sich um. Sie sah noch sehr jung aus, war schlank, fast burschikos und hatte einen Teint wie starker Kaffee. Dunkle Rastalocken umgaben ihr hübsches Gesicht. »Ich glaube, wir kennen uns noch nicht«, sagte sie und hielt Pandera die Hand hin. Als sie bemerkte, dass sie noch Einweghandschuhe trug, zog sie diese schnell ab. »Ich bin Tamara Aerni.«

»Alex Pandera«, antwortete er. Er ergriff ihre Hand und schüttelte sie. »Ich leite die Ermittlungen. Und was tun Sie hier?«

»Ich bin wohl Ihre neue Partnerin.«

»Schön, Sie kennenzulernen«, sagte Pandera, doch es war nicht mehr als eine Floskel. Er hatte gehofft, Edeling würde ihm einen der erfahrenen Kollegen zur Seite stellen. Es war sein erster großer Fall ohne Kurt, und der Chef ließ ihn nicht nur im Stich, nein, Edeling fiel nichts Besseres ein, als ihm eine blutjunge Anfängerin zuzuteilen.

»Wissen wir schon, wer das Opfer ist?« Pandera richtete seinen Blick auf den Mann am Boden. Er lag auf dem

Rücken, Arme und Beine weit ausgestreckt. Eine Blutlache hatte sich unter seinem Oberkörper gebildet.

»Er heißt Roland Obrist«, erklärte Tamara Aerni. »Der Name steht jedenfalls auf seinem Firmenausweis. Er war hier als wissenschaftlicher Assistent angestellt. Ein Mitarbeiter vom Sicherheitsdienst hat ihn um fünf Uhr dreißig gefunden und die Polizei informiert.«

Pandera ging in die Knie und betrachtete den Oberkörper des Toten. In der Brust, direkt über dem Herzen, klaffte eine tiefe Stichwunde.

Selbst nach zehn Jahren als Kommissar tat Pandera sich immer noch schwer, dem Tod ins Gesicht zu sehen. Viele seiner Kollegen hatten sich angewöhnt, am Tatort ein paar lockere Sprüche von sich zu geben. Wer Mitglied im Club der coolen Cops bleiben wollte, durfte keine Gefühle zeigen. Und so gab es bei der Basler Kriminalpolizei fast ausschließlich coole Cops, und es war ein offenes Geheimnis, dass nicht wenige der vermeintlich Abgehärteten ihre Angst im Alkohol ertränkten.

Pandera zählte sich nicht dazu. Er hatte sich stattdessen angewöhnt, nur das Nötigste zu sagen.

»Erstochen also?«, sagte er fast unbeteiligt. Sein Schutz funktionierte.

»Sieht so aus«, antwortete Tamara Aerni auf dieselbe nüchterne Art. »Wo bleibt eigentlich die Spurensicherung?«

»Deckert kommt immer zu spät«, entgegnete Pandera und schaute sich im Labor um. Es schien penibel aufgeräumt, nichts lag herum, nichts war durchwühlt.

»Tatwaffe?«

»Hab ich noch nicht gefunden. Bin selbst erst vor zehn Minuten gekommen.« Tamara Aerni blickte suchend über den Fußboden. Plötzlich stand sie auf, lief zu einem Mülleimer und öffnete ihn. »Leer. Entweder der Täter hat den Müll weggebracht, oder die sind hier sehr pingelig.«

Dann wandte sie sich dem Computer zu, der auf einem mit Ordnern beladenen Schreibtisch stand, und schaltete ihn an. Der Rechner ratterte kurz und verlangte eine Passworteingabe. Tamara Aerni hob die Tastatur hoch. Nur ein paar Staubkrümel lagen darunter. »Wäre auch zu schön gewesen«, brummelte sie.

»Warten wir damit auf Deckert«, sagte Pandera. Die Neue war ihm viel zu hektisch. Er ließ den Tatort lieber auf sich wirken, anstatt sich in Details zu verlieren. Dafür war ohnehin die Spurensicherung zuständig.

»Sind Sie eigentlich schon länger bei uns?«, fragte er. Pandera konnte sich nicht erinnern, die Kollegin schon einmal gesehen zu haben.

»Vier Wochen«, antwortete sie. »Die meiste Zeit war ich auf irgendwelchen Seminaren. Das hätte auch noch so weitergehen sollen, aber dann ist ja diese Geschichte mit Herrn Sander passiert.«

Pandera nickte nur.

»Wie ich gehört habe, hat er sich ziemlich danebenbenommen.«

Pandera atmete tief durch. Er hasste Klatsch. Vor allem dann, wenn es einen Kollegen betraf. »Wenn Sie das gehört haben, wird es wohl stimmen.«

Tamara Aerni biss sich auf die Lippe und schaute einen kurzen Moment zu Boden. »Sie sind auch noch nicht so lange hier, oder?«

»Drei Monate.« Obwohl er mit dem Gespräch begonnen hatte, verspürte er nicht die geringste Lust, es fortzusetzen. »Wo ist der Wachmann, der den Toten gefunden hat?«

»Er wartet nebenan.«

»Hat er irgendwas gesehen oder gehört?«

Tamara Aerni schüttelte den Kopf. »Der Mörder hatte den Tatort wohl schon verlassen, als er das Gebäude betrat.«

»Ich liebe ruhige Sonntagmorgen«, brummelte eine tiefe Stimme von hinten. Pandera drehte sich um. Beat Deckert, der Leiter der Kriminaltechnik, stand in der Tür. Er grinste, als sei gerade ein guter Zeitpunkt, um Scherze zu machen. Wie immer hatte er sein Resthaar über die Glatze gekämmt und seinen unförmigen Körper in einen karierten Anzug gesteckt. Darüber trug er einen transparenten Plastikoverall, der mindestens zwei Nummern zu groß war und von dem die Kollegen hinter vorgehaltener Hand tuschelten, dass es sich um ein Partyzelt handele. »Ist ja ne Stimmung hier wie auf dem Friedhof.«

Tamara Aerni sah Deckert mit großen Augen an. *An den Humor wirst du dich gewöhnen müssen*, dachte Pandera. *Und an einiges andere auch*. »Das ist Tamara Aerni«, sagte er zu Deckert. »Sie ist neu im Team.«

Tamara Aerni nickte freundlich, dieses Mal verzichtete sie jedoch darauf, dem Kollegen die Hand zu reichen.

»Beat Deckert«, antwortete der Kriminaltechniker. »Willkommen im Club.« Er lächelte die Neue kurz an, dann sah er auf den Toten hinunter und seufzte.

»Keine Tatwaffe?« Er zog die Einweghandschuhe an und beugte sich über die Leiche.

Pandera schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Wär ja auch zu schön gewesen«, brummelte Deckert. Er nahm einen kleinen Metallstab und betrachtete die Wunde.

»Nur ein Stich. Mitten ins Herz. Das war entweder ein Profi oder ein Glückstreffer.«

Tamara Aerni kräuselte ihre Stirn. »Es deutet nichts auf einen Einbruch hin. Entweder Obrist hat seinen Mörder gekannt oder der Kerl arbeitet hier. Vielleicht hat er auch einen Komplizen im Labor.«

»Wir werden uns das Schließsystem noch genauer anschauen«, sagte Deckert und untersuchte den Kopf des Toten. »Ein ziemlich großes Hämatom am Hinterkopf«, stellte er fest. »Und das hier könnten Würgemale sein«,

fügte er hinzu und zeigte auf den Hals des Toten. »Sieht nach einem Kampf aus ... Nicht gerade das, was man in einem Labor erwartet.«

»Wie lange ist er schon tot?«, fragte Pandera.

»Ich würde sagen, zwischen vier und acht Stunden«, antwortete Deckert. »Genaueres wissen wir nach der Obduktion.« Er räusperte sich. »Übrigens, der Inhaber des Labors ist da. Hab ich unten mitbekommen.«

»Ich habe ihn holen lassen«, sagte Tamara Aerni.

Pandera nickte und ging zur Tür. »Dann wollen wir uns mal mit ihm unterhalten.«

Tamara Aerni folgte ihm. Im Vorbeigehen öffnete sie eine Schublade und warf einen Blick hinein.

»Das überlassen wir mal schön den Profis«, sagte Deckert und schaute sie tadelnd an.

Ich bin auch Profi, schien sie sagen zu wollen, doch sie beschränkte sich auf ein einfaches »Okay«. Sie schob die Schublade wieder zu. »Was analysieren die hier eigentlich?«

»Ich habe keine Ahnung«, antwortete Pandera und hielt ihr die Tür auf. »Aber das werden wir sicher gleich herausfinden.«

4

»Wissen wir schon etwas über den Laborleiter?«, fragte Pandera auf dem Weg zum Aufzug.

»Er heißt Doktor Jürg Plattner und ist Inhaber und Geschäftsführer des Instituts«, antwortete Tamara Aerni.

»Das steht zumindest auf dem Briefpapier.« Sie fuhr sich mit den Fingern über ihre rechte Augenbraue. Erst jetzt fiel Pandera ihr Augenbrauenpiercing auf.

Die Aufzugstür öffnete sich. Der Mann, der heraustrat, trug einen knittrigen braunen Anzug und darunter ein auberginefarbenes Hemd. Seine Schuhe sahen alt aus und schlecht gepflegt. Die wenigen Haare auf seiner Halbglatze standen wirr ab in alle Richtungen.

»Doktor Jürg Plattner?«, fragte Pandera.

Der Mann nickte. »Man hat mich gebeten, zu kommen«, sagte er und knöpfte sein Jackett auf. »Man wollte mir aber nicht sagen, was hier los ist. Ich hoffe, Sie können das aufklären.« Er sah Pandera und Aerni stirnrunzelnd an.

»Ein Mitarbeiter von Ihnen ist ermordet worden«, antwortete Pandera und beobachtete Plattners Reaktion. Der zuckte regelrecht zusammen. Fast ein wenig übertrieben.

»Ein Mitarbeiter? ... Ermordet?«, stammelte Plattner.

»Es sieht so aus.«

»Wer ist es?«, fragte Plattner.

»Ich denke, das können Sie uns sagen.«

Zu dritt gingen sie zurück zum Labor. Pandera öffnete die Tür.

Plattner blieb im Türrahmen stehen, blickte auf die am Boden liegende Leiche und stürzte zu ihr. »Mein Gott, Roland!«

»Nichts anfassen!«, brüllte Deckert und hielt den Laborleiter zurück. »Oder wollen Sie, dass Ihre Spuren auf der Leiche sind?«

Plattner wich einen Schritt zurück und schüttelte wie benommen den Kopf. »Ein ... ein ... so guter Mann«, stammelte er. Tränen traten ihm in die Augen. »Warum?«

»Ist das Roland Obrist?«, fragte Pandera.

Plattner nickte.

Pandera überlegte, wie er Plattners Reaktion einschätzen sollte. Entweder er war ein verdammt guter Schauspieler, oder er war tatsächlich betroffen vom Tod seines Mitarbeiters.

»Können wir in Ihr Büro gehen?«, fragte Pandera und führte Plattner aus dem Labor. »Wir würden Ihnen gern ein paar Fragen stellen.«

»Geben Sie mir fünf Minuten«, bat Plattner. Auf seiner Stirn standen Schweißperlen, er wirkte blass und kraftlos.

Pandera nickte. »Wir warten hier auf Sie.«

Wie in Trance schlurfte der Laborleiter über den Flur. Vor einer der Türen blieb er stehen, und es schien, als könne er nicht die Kraft aufbringen, sie zu öffnen. Schließlich schüttelte er den Kopf und ging hinein.

Tamara Aerni lief zu einem Wasserspender, füllte zwei Becher, trank einen leer und goss noch einmal nach. Den anderen gab sie Pandera.

»Danke.«

»Auf eine gute Zusammenarbeit.« Sie hielt ihren Becher hoch und prostete ihm zu.

»Hoffen wir, dass sie erfolgreich wird«, sagte Pandera ausweichend. Er fühlte sich unwohl, nicht nur wegen des Mordfalls, sondern auch wegen der neuen Kollegin. Das ging ihm alles zu schnell. Er brauchte Zeit, bis er mit jemandem warm wurde. Oder war es, weil sie am Tatort herumgelaufen war wie ein Duracell-Häschen? Trotzdem wollte er nicht unhöflich wirken.

»Sind Sie hier geboren?«, fragte er deshalb.

»Nein, in Haiti«, antwortete sie, als sei es das Selbstverständlichste auf der Welt.

»Und wie sind Sie nach Basel gekommen?«

»Ich hab mit fünfzehn auf einem Schiff angeheuert, um meinen Daddy zu suchen.«

»Und? Haben Sie ihn gefunden?«

»Klar. Aber vor ein paar Jahren ist er gestorben. Immerhin hat er noch die Vaterschaft anerkannt. Sonst hätte ich wohl kaum meinen coolen Namen, oder?« Sie lächelte und zeigte dabei ihre blendend weißen Zähne.

»Und Sie? Alejandro Javier Pandera Alvarez ist auch nicht gerade ein urschweizerischer Name, oder?«

»Nein.« *Woher kennt sie meinen vollen Namen? In der kurzen Zeit?* »Meine Eltern stammen aus der Extremadura«, fügte er hinzu. »Ich bin aber in Basel geboren.«

»Haben Sie immer hier gelebt?«

»Überall und nirgendwo«, antwortete er. »Und jetzt wieder Basel.«

Sie schien zu merken, dass er nicht länger darüber reden wollte, also wandte sie sich um und zeigte auf ein Plakat an der Wand.

»Haben Sie das gesehen?«

Das Plakat war ganz in Schwarz gehalten, mit einem Text in der Computerschrift des Firmenlogos. »Klingt irgendwie beängstigend.«

Eine Stechmücke verfügt über 6 Chromosomen, das Opossum über 18 und der Mensch über 46. Der Schimpanse hat indes 48, eine Weinbergschnecke 54, und die Süßkirsche nennt je nach Gattung bis zu 144 Chromosomen ihr Eigen. Nicht die Zahl der Chromosomen ist entscheidend, sondern was man damit macht.
SEQUENZA 46.

»Solange sie dem Menschen nicht ein paar zusätzliche Chromosome verpassen, finde ich es nicht so beängstigend«, entgegnete Pandera.

»Das klingt aber ganz danach«, sagte sie beinahe trotzig.

Bevor Pandera etwas antworten konnte, kam Plattner zurück. Seine Augen waren gerötet.

Wortlos führte er die Kommissare in sein Büro.

Der Raum war nur klein. Regale, die bis zum Bersten mit Büchern vollgestopft waren, zogen sich an den Wänden entlang, durch die Fensterfront fiel fahles Morgenlicht. Pandera und Aerni setzten sich auf zwei Besucherstühle aus Metallgitter. *Kalt und unbequem*, dachte Pandera.

»Seit wann hat Roland Obrist für Sie gearbeitet?«, fragte Pandera.

»Er war seit gut drei Jahren hier«, antwortete der Laborleiter. »Wir kannten ihn von einem Projekt, bei dem wir zusammengearbeitet haben. Er war ein sehr zuverlässiger Mitarbeiter.«

»War er alleinstehend?«

»Das nehme ich an.« Plattner fuhr sich über seine Stoppelhaare. »Roland hat oft am Wochenende im Labor gearbeitet.«

»Das heißt, es war nicht ungewöhnlich, dass er in der Nacht von Samstag auf Sonntag hier war?«, fragte Tamara Aerni. »Immerhin war erster August.«

»Er ... er hat sich nicht viel aus dem Nationalfeiertag gemacht«, antwortete Plattner. »Er hat gerne alleine gearbeitet und konnte kommen und gehen, wann er wollte.«

»Hatte er Feinde?«, fragte Tamara Aerni.

Plattner zögerte. Nur wenige Augenblicke, doch Pandera entging es nicht.

»Das glaube ich nicht«, sagte Plattner. »Die Kollegen hatten Respekt vor ihm ...« Er ließ den Satz in der Schwebe.

»Aber?«, fragte Pandera.

»Sie kennen die Vorgeschichte von Roland Obrist nicht, oder?«, fragte Plattner.

Pandera schüttelte den Kopf.

»Ich verstehe.« Plattner nickte. »Nun, Sie müssen wissen, Roland Obrist hat viele Jahre als Mönch gelebt.« Er zuckte mit den Schultern, als könne er das nicht verstehen. »Erst kurz bevor er bei uns anfang, hat er den Orden verlassen. Er war immer noch ... sehr ... sehr gläubig. Er hatte in manchen Dingen seine eigenen Ansichten, und nicht alle Mitarbeiter haben die geteilt.«

»Wer zum Beispiel?«, fragte Pandera.

»So genau weiß ich das nicht«, antwortete Plattner.

»Hatte er mit Mitarbeitern Streit?«

»Nein ... nein, wirklich nicht«, sagte Plattner schnell.

»Aber mit einem Wissenschaftler kann man wohl kaum über die Heilige Dreifaltigkeit diskutieren.«

»Was wissen Sie über Obrists Privatleben?«, fragte Tamara Aerni. *Warum wechselt sie das Thema?*, fragte sich Pandera. *Viel zu früh.*

»Nicht viel. Er hat nie darüber gesprochen«, antwortete Plattner.

Pandera trank einen Schluck Wasser. Ein ehemaliger Mönch in einem Gentechnik-Labor, das passte überhaupt nicht zusammen. »Wissen Sie, weshalb er den Orden verlassen hat?«

Plattner holte eine Dose Schnupftabak aus der Hosentasche und nahm eine Prise. »Die Wissenschaft hat ihn immer fasziniert«, begann er. »Aber sein Orden ließ eine tiefer gehende Beschäftigung damit nicht zu. Roland Obrist war überzeugt davon, dass Gott uns die Wissenschaft gegeben hat, um die Welt zu ergründen. Das konnte die Ordensleitung natürlich nicht tolerieren.«

»Er ist also nicht im Frieden gegangen?«, fragte Pandera.

Der Doktor kratzte sich an der Stirn. »Wissen Sie ... die Kirche verliert ungern eines ihrer Schäfchen.«

»Aber er war doch nach wie vor gläubig, oder?«

»Das war er.« Plattner nickte.

»Was untersuchen Sie hier eigentlich?«, fragte Tamara Aerni.

Schon wieder wechselt sie einfach das Thema, dachte Pandera. Das scheint ihr Markenzeichen zu sein.

»Wir analysieren Blutproben, detektieren genetische Defekte, führen radiologische Altersbestimmungen durch oder begleiten forensische Untersuchungen.« Es klang, als habe Plattner seinen eigenen Werbeprospekt vorgelesen.

»Das heißt, Sie entscheiden zum Beispiel darüber, ob jemand in einem Gerichtsprozess schuldig ist oder nicht?«, fragte sie.

»Wir unterstützen forensische Gutachter bei ihrer Arbeit«, antwortete Plattner reserviert.

»Kann es sein, dass jemand diese Proben stehlen wollte?«, fragte Pandera.

»Wir bekommen niemals die komplette Probe, das wäre viel zu riskant. Also würde der Diebstahl nichts nützen.«

»Machen Sie auch Dopingtests?« Pandera erinnerte sich an einen Fall, bei dem ein Sportler, der des Dopings verdächtigt wurde, ein Labor ausgeraubt hatte.

Plattner schüttelte den Kopf. »Solche Tests darf nur ein zertifiziertes Dopinglabor durchführen. Wir haben uns auf genetische Untersuchungen spezialisiert.«

»Die von Roland Obrist durchgeführt wurden?«

»Beispielsweise. Er war einer unserer Fachleute.«

»Woran hat er zuletzt gearbeitet?«

»Gensequenzierung, diverse Auftragsarbeiten.«

»Können Sie das konkretisieren?«, fragte Pandera.

»Diese Themen sind sehr komplex ... Ohne Ihnen zu nahe treten zu wollen, ich befürchte, das würden Sie nicht verstehen, Herr Kommissar.«

»Wir sollten es auf einen Versuch ankommen lassen«, entgegnete Pandera.

»Also gut.« Plattner seufzte. »Roland Obrist hat sich mit Chromosomenaberrationen befasst.«

»Können Sie mir ein Beispiel geben?«, fragte Pandera. Er versuchte, sich nicht anmerken zu lassen, dass er tatsächlich nichts verstand.

»Die bekannteste Chromosomenaberration ist das Down-Syndrom, auch Trisomie 21 genannt, weil das 21. Chromosom dreifach vorliegt«, erklärte Plattner.

»Obrist hat sich also mit Genmutationen befasst.«

»So könnte man es sagen.«

»Was war das Ziel dieser Untersuchungen?«

»Diese Krankheiten zu verstehen und zu verhindern.«

»Auch am lebenden Objekt?«, fragte Tamara Aerni.

Diese Frage hätte ich jetzt auch gestellt, dachte Pandera.

»Stammzellen, Eizellen, Embryonen. Selbstverständlich nur, was erlaubt ist«, antwortete Plattner.

Pandera fixierte den Laborleiter. Wie nebenbei sagte er: »Obrist wurde also vom Paulus zum Saulus, oder?«

»Ich sagte doch schon, dass er den Orden nicht im Guten verlassen hat.« Plattner zog entnervt die Augenbrauen hoch und schob die Schnupftabakdose auf der Schreibtischunterlage hin und her.

»Hatte er noch Kontakt zu den Mitgliedern des Ordens?«

»Das ließ sich wohl kaum verhindern.«

»Weshalb?«

»Er war der Bruder des früheren Abtprimas der Jesuiten, Johann Obrist.«

»... früherer Abtprimas?«, wiederholte Pandera. Er hatte keine Ahnung, wovon Plattner redete.

»Der Abtprimas ist der Vertreter des Ordens beim Heiligen Stuhl in Rom«, erklärte Plattner.

»Und was macht dieser Bruder heute?«

»Das wissen Sie nicht?« Plattner runzelte die Stirn. »Johann Obrist ist seit drei Jahren aus Rom zurück. Er hat ganz schön Karriere gemacht.«

»Was für eine Karriere?«, fragte Pandera.

Plattner faltete demonstrativ die Hände. »Nun, Johann Obrist ist der katholische Bischof von Basel.«

5

Alex Pandera stand am Fuß der breiten Steintreppe und blickte nach oben. Die pompöse Pforte, die strengen Säulen, der helle, an Marmor erinnernde Stein und die ausladende Treppe mit den zwei statuengeschmückten Brunnen ließen die Kathedrale wirken, als stünde sie mitten in Rom. Die Gebäude ringsum, vor allem das Basler Tor mit seinen zwei steinernen Wehrtürmen, die aussahen wie riesige Bierfässer, machten jedoch jedem Besucher klar, dass er sich nicht in der Ewigen Stadt befand, sondern in der beschaulichen Schweiz.

Die Kathedrale war in der Grundform eines Kreuzes erbaut, über dem Schnittpunkt von Langhaus und Querschiffen thronte eine Kuppel. Links neben dem Chor erhob sich ein Turm, der ursprünglich geplante zweite war nie gebaut worden.

Pandera erinnerte sich, dass sein Schwiegervater ihm einmal erzählt hatte, der Untergrund an dieser Stelle sei für einen zweiten Turm nicht geeignet.

Spötter behaupteten hingegen, das Gottvertrauen sei an diesem Ort nicht groß genug. Schon beim Vorgängerbau, dem St.-Ursen-Münster, welches an der gleichen Stelle errichtet worden war, hatte man aus statischen Gründen auf den geplanten zweiten Turm verzichtet. Was nicht viel gebracht hatte, denn der erste Turm war trotzdem eingestürzt. Kurz darauf hatte man die heutige Kathedrale gebaut und als wäre nichts geschehen, wieder zwei Türme vorgesehen. Doch der Glaube war nicht stark genug gewesen, die beiden dann auch zu bauen. So war es bis heute bei einem geblieben.